

Was hat es mit den Anfängen auf sich?

Schon von Anfang an habe ich Anfänge gesammelt. Das Erzählen ist allein deshalb eine Fiktion, weil es einen Anfang behauptet. Über die Magie des ersten Satzes, vor dem nichts zu stehen kommt.

Von Alexander Peer

„Jemand musste Josef K. verleumdet haben.“ Dieser Satz ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Seit Jahren schon. Immer wieder zuckte er in meinem Hirn. Ich konnte ihn nicht zurückweisen. So kam er schnell aufs Blatt und kümmerte sich – ein beispielhafter Epizentriker wie jeder andere Satz – nicht darum, dass er mir diesen Text von Anfang an gründlich vermissen würde. Keiner könnte diesen Text lesen, ohne diese fragmentarische Referenz zu übersehen. Jeder würde den Autor dieses Textes als Angeber oder als Nichtsnutz sehen und sich nicht um die Gründe kümmern, die ihn zum Verfasser machten. Ich habe wie ich es mit dem Weiterlesen bestellt? Welche Gewürze vermisst auf den ersten Seiten verstreut sein, damit eine Lektorin oder ein Juror umblättern? Würden sie es nicht tun, würde der Text nie Bekanntheit mit Lesenden und dem Text. Bitte

Keiner könnte diesen Text lesen, ohne diese fragmentarische Referenz zu übersehen. Jeder würde den Autor dieses Textes als Angeber oder als Nichtsnutz klassifizieren.

Wie oft habe ich diese Fragen erortert, in Seminaren, im Café oder unter der Dusche, wie oft klingt es überzeugend, wenn da gesprochen wird, dass sich die Personen in Geschichten über Handlungen erschließen sollten und nicht durch einen endlosen Monolog. V. Nabokov hat das Kunststück wiederholt zu zweigegeben, ein Essay mit Erzählungskontext zu verknüpfen. Es sind fatale Geschichten, abgrundtiefe

Existenzen, die zielsicher – gerade wegen ihrer meist überdurchschnittlichen Intelligenz – ihren Untergrund anteuern, dies alles tut sich jedoch wenigen Zeilen auf, und dennoch verzaubert Nabokovs metaphorisch durchdrungene Sprache, und gleichzeitig liefert diese auktoriale „L'air-pour-l'art“-aktive eine Bestätigung der Annahme von Wirklichkeitstheorien.

Jemand musste K. verleumdet haben: Das zeigt schon mit dem ersten Satz eine Vorgeschichte, deren Aufklärung ansteht. Der spezielle Kafka-Clou ist es indes, nie aufzuklären. Oder vielmehr Aufklärung durch Verhüllung zu betreiben. Die Geschichten enden mit der Entlassung der Leser und Leserinnen ins Spekulieren, in die Unruhe und sorgen für eine rasende und surrende Fabrik, statt Traumdeutung, Deutungsträume. Philosophen, Soziologen, Psychologen, Theologen (womit nicht notwendigerweise eine Antiklimax gemeint ist) und ... außer dem noch Kafka'scher.

Diese Nachebenen

Zwar wollte Kafka Franz Das Skosch beenden, aber wie um sonderbar schriftstellerlichen Haltung treu zu bleiben, ist er rechtzeitig davon ab den Folgen der Lungenkrankheit gestorben.

Ich habe mich mit dem Auftrag zu befassen, eine Zusammenstellung von Anfängen zu leisten und diese zu argumentieren. Wieder einmal ist es nicht gerade literarisch sein, die mich immerhin kein Geld kostet. Schon von Anfang an habe ich Anfänge gesammelt. Das Erzählen ist allein deshalb eine Fiktion, weil es einen Anfang behauptet. Die Magie des ersten Satzes, vor dem nichts zu stehen kommt. Ich habe mich mit dem Auftrag zu befassen, eine Zusammenstellung von Anfängen zu leisten und diese zu argumentieren. Wieder einmal ist es nicht gerade literarisch sein, die mich immerhin kein Geld kostet. Schon von Anfang an habe ich Anfänge gesammelt. Das Erzählen ist allein deshalb eine Fiktion, weil es einen Anfang behauptet. Die Magie des ersten Satzes, vor dem nichts zu stehen kommt.

Jemand musste also K verleumdet haben, doch die Verurteilte bin ich, an diesem Essay zu arbeiten, der mir nichts einbringt außer einem schlechten Gewissen.

Welche Bedeutung das Geschriebene erhebt, muss sich im Nachfolgenden bewahren. Es macht wenig Sinn, das ich jetzt aufschreibe, „der Autor sitzt an seinem Schreibtisch und trinkt aus einem großen Becher Wasser.“ Es macht auch keinen Sinn, das ich teilrational punkten zu wollen, dass es sich um Wasser aus den

Alpen handelt, das ich diesen Becher tagelang stehen lassen könnte, ohne dass sich an den Rändern Kalkspuren bilden, oder dass ich auf dem rutschigen Terrain der Naturwissenschaften vollends abgleite, indem ich den Wasserstoffionengehalt beurteile und mi Gedankens über das optimale Säure-Basen-Verhältnis mache.

Nein, all das hat erst dann etwas zu bedeuten, wenn sich dieses Glas Wasser aufmacht, Geschichtliches zu schreiben. Sei es bloß die Beziehungsdrama, das Schmachtdrama, das an einem Essay arbeitet. Der philosophische Gemeinplatz, das die Dinge nur in Bezug auf die Menschen eine Bedeutung erlangen, ist das Herz des Erzählens. Der Autor greift zum Becher Wasser und trinkt einen großen Schluck. Es macht auch gar nichts, dass seine dreifingrige Hand zittert. Noch immer ist die Bedeutung dieses Bechers Wasser bedeutungslos. Weder maße ich mir an, meine Hände in Unschuld zu waschen, noch das Wasser einfach aus dem geöffneten Fenster zu schütten und zumindest eine biedere Heiterkeit zu provozieren, weil ein anderer zu einem recht harmlosen Schaden gelangt ist. Es sei denn, die eben erst vollendete Friisur eines Menschen würde zerstört werden und somit ab dem anstehende Rendezvous verteilt, aus welchem eine gemeinsame Lebensgeschichte entstehen könnte, mit der all diese Ingrege die Lust nach einem ruhigen Haus am Stadtrand, Beziehungslosigkeit und Fremdgefühl sowie Kommunikationsverlust etc. einhergingen.

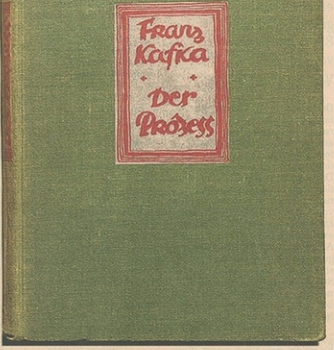
Ich hätte das Glas Wasser so viel Verantwortung aufbürden, was es nicht gerade literarisch vom Wasser, das aus dem Fenster geschüttet wird, auf die biografische Dimension eines ganzen Menschenleben zu kommen? Nicht die Lust der Erzählens, die anhand der Komplexität des Daseins schon längst die Nerven weggeschüttet haben und verweigeln sich immer noch so kleinen Anknüpfung für Kausalität und Logik suchen. Der Film *Babel* zeigt die epochale, grundlegend Wirkung und Verknüpfung der Welt, aber der Kontrast ist immerhin geht es um ein Gewehr und einen Schuss, also vermeintlich mehr als um einen Becher Wasser. Aber letztlich ist das doch eine seltsame Konstruktion, nach doch Sinn und Kausalität zu können.

Es wäre ja geradezu lächerlich, würden die Becher Wasser als Beziehungsverhinderer einstufen. Meine Güte, wo können wir

Himmel, lange archäologische Funde ehemaliger historischer Anlagen hervor, und in der ehemaligen Kassenhalle trifft die Architektur der 1950er Jahre auf neoliberaler Corporate-Identity-Veranstaltungsorte temporäre Dauerlösungsbauelemente. Aber der Blick fällt auch auf so manches noch im Geschehen, dem Durchschnittsfahrgast für gewöhnlich verborgen Gebliebenen. Wer will aber in dem „Sonnenraum“ der das Platten auf DDR-Bonzenbüros (freilich mit dem Miniaturrelief Österreichs an der marmorverkleideten Wand) Platz genommen hat – Freilich ist die Triebstange ein

und der sogenannten Wirtschaftswunderjahre landet neuerdings immer öfter im Museum; für die Originalen, „Südbahnhof“ hat, wie man hört, die Rubinozowitz die Patenschaft übernommen – was auch immer das heißen mag. Sie prangen nun über dem Eingangsportals des Wien Museums.

Edlinger: Bei Bahnhöfen ist es doch zumindest in Wien so: Man weiß denn denn, die abgerissen werden, und verdammt die, die neu- oder umgebaut werden. Ich kann mich an keinen als gelungen geltenden Bahnhofsambubau erinnern: über 17 wird der Verlust der historischen Großsäule, die Verschöpfungsmalierung und die Beschneidung des öffentlichen Raums kritisiert.



Der Kafka-Clou: Schon der erste Satz „Jemand musste K. verleumdet haben“ zeigt eine Vorgeschichte, deren Aufklärung ansteht. Foto: Verlag

denn da hin? Würde dieses Rendezvous nicht den Becher unter, sondern den Bach runtergehen, dann käme nächste Woche schon ein neuer Kandidat für die Beziehungsdrama, das Schmachtdrama heißt und immer wieder zweifelt an einem anderen Menschen festgemacht wird und im Endeffekt nur durch die Bumserei bedingt ist, die wohl besser an bezahlte Dienststellen delegiert werden sollte.

Im träben Grund des Wissens

Außerdem hätte diese Geschichte ja dann gar nichts mehr mit dem Autor zu tun, der schließlich einen Essay zu schreiben sich müht und immer noch mit seinem krummen Stöckchen Verstand im träben Grund des Wissens steckend, um auf eine harte, also vererbliche Erkenntnis zu stoßen. Anders wäre es, wenn der erfolgversprechende Autor endlich zum Becher Wasser griffe, um mit der Flüssigkeit ein Pulver in seinem Magen zu schickan. Etwas Aufputschendes? Oder Beruhigendes?

Weil er schon zehn Anfänge zu seinem Essay über Anfänge geschrieben. Aber bei dem einen Pulver müsste es ja nicht bleiben. Er könnte zu einem zweiten greifen. Und während des Schluckens würde er den Beisatztraktat lesen und erfahren, dass Überdosierung eine sofortige ärztliche Intervention nötig machen würden. Kaum hätte er diese Zeilen gelesen, hätte er schon die dritte Tablette die Speiseröhre hinabgeschickt. Bald

würde ihm schummrig werden, ein Schleier würde vor ihm selber liegen, der Text vor ihm über Anfänge würde wiederholt verschwimmen. „weige Gedanken würden mehr und mehr zu trotzig Kindern werden, die sich nicht um seine Befehle kümmern, sondern in seinem Kopf hin und her tollten. Ihm würde einfallen, dass das ganze Leben während das Anfängen bestünde, das man sich aber gar nicht viel über diese Anfänge denken könnte, weil es doch gleich weiterginge.“ Die Tabletten würden lustig hin und her planschen und sich schließlich ganz ihrer Auflösung hingeben. Und er, der erfolgversprechende Autor, hätte dieses eine Bild noch vor sich, klar und ungetrübt, als er auf seinen eben erst gekauften Apfle hinsetzen würde und alle Anfänge wären ...

Alexander Peer, geboren 1971 in Salzburg, studierte Germanistik, Philosophie und Publizistik. Er lebt als freier Autor und Journalist in Wien. Tätigkeits als Lektor und Leiter von Schreibwerkstätten. Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften, u. a. *Lost unter ihnen* (Niemann, Limbus Verlag, 2011), *Schönheit und Vergänglichkeit* (Kunstbuch, Essl Museum, 2011), *Einige Preise und Stipendien*. Der Autor ist aktuell Stabschreiber in Schwaz in Tirol.

Foto: privat

GEMISCHTER SATZ

Thomas Edlinger & Paul Divjak



Prächtige Tristessee. Notizen aus dem Gleisreich der ÖBB.

Divjak: Herr Edlinger, das Lichtenstein-Museum hat ja überraschend mit Ende des eben vergangenen Jahres für immer seine Porten geschlossen und ist jetzt mit für den Pöbel von Nah und fern nur mehr Geschichte. Ein anderer historisches Juwel haben mir hingegen zu empfehlen vor einem Jahr gleich zur Gänze abgerissen: den Wiener Südbahnhof, an dem der Ost-Böhmische jahrzehntelange schon in dem ehemals als „Lichtentrad“ einzig gehalten hatte.

Ihm und seiner Demolierung ist ein soeben erschienener und vom Architekten und Künstler Paul Divjak gestaltetes Bildband gewidmet, in dem sich sozusagen die Züge der Zeit verdrängen. Da ragen Ruinen in den

Trotz der zugegebenen Südbahnhofrestaurationsfläche am Tübbahnwief mit Blick auf den Schwarzweigeren habe ich dort aber oft ein Mehr an Privatvermissen – zum Beispiel eine private Taubenabschuss-Security, einen Kaffee, der mehr nach Triest als nach Wien schmeckt, und einen ordentlichen Zeitungsstand. Immerhin: Tschick gab es immer. Eingekleidet denn fand ich ein neuem Monument wider die Schreibung des Alten schön, und zwar ein „Denkmal für das unbekannte Raucheralter.“ Am besten in Form eines Museums in Progress, sprich: als eines in den regulären Zugbetrieb angeknüpft. Die Intervention im hoffentlich niemals untergehenden Gleisreich der ÖBB.